



Kreativ schreiben!

Sommersemester 2022

Das Schreibzentrum der LMU unterstützt Studierende und Promovierende bei ihren Schreibprojekten.

Egal ob Hausarbeit, Essay, Thesenpapier oder Dissertation: Ziel ist es, Kompetenzen des akademischen und professionellen Schreibens und Lesens zu stärken. Mit dem Kurs „Kreativ schreiben!“ – erfunden und mit jedem Semester weiterentwickelt von Dr. Daniel Graziadei, Carina Eckl und Tabea Hawkins– geht das Schreibzentrum über sein übliches Programm hinaus und bietet 12 ausgewählten Studierenden die Möglichkeit mit verschiedenen Dozierenden verschiedene Aspekte des kreativen Schreibens auszuprobieren und zu üben.

Schreiben darf Spaß machen und Freude bereiten! Der Kurs „Kreativ schreiben!“ möchte praktische Erfahrung im kreativen Schreiben und im Feilen am Geschriebenen bieten. Die Referenten des Kurses sind Autor*innen und Schreibtrainer*innen. Im Sommersemester 22 führte „Kreativ schreiben!“ die Teilnehmer*innen von der schreibenden Selbsterfahrung über ein Kreativitätstraining, eine Sitzung zu Lyrik, einen Poetry-Slam Text, einen Prosatext und Sprechübungen bis hin zum Höhepunkt des Kurses: einer eigenen Lesung, bei der jede/r Teilnehmer*in einen aus dem Kurs entwickelten Text vortrug.



<https://www.schreibzentrum.fak13.uni-muenchen.de/index.html>

Inhalt

| | |
|---|----|
| Vor[austapsendes_]Wort | 4 |
| Heyyy | 7 |
| Alltagsstürme..... | 12 |
| Das Klavier | 15 |
| Immer wieder | 17 |
| Auszug aus meinem Buch Wolkenbruch – fear the storm | 22 |
| “Ende“ | 26 |
| Crow | 31 |
| On the Verge of Visibility..... | 33 |
| Schmerzschokolade | 34 |
| Sehnsucht | 38 |
| Metamorphosis I | 41 |

Vor[austapsendes_]Wort

Liebe Lesende,

ich heiße Sie herzlich willkommen zu „Mit Geschichten im Mund trinkt man nicht feat. Hitzschlag und Klausurenstress“ der Broschüre zur Abschlusslesung des Kurses „Kreativ schreiben!“ im Sommersemester 2022!

Es handelt sich um die Texte der ersten offline Abschlusslesung des Kurses „Kreativ schreiben!“ des Schreibzentrums der Ludwig-Maximilians-Universität München seit Pandemiebeginn, die im Müncher Pub Shamrock verlesen wurden. Der Kurs, der mit dieser Anthologie seinen Abschluss findet, war ein ganz besonderer Kurs. Schließlich ist das Schreibzentrum LMU in erster Linie dem akademischen Schreiben verpflichtet. Der Kurs „Kreativ schreiben!“ und ein Workshop zum journalistischen Schreiben sind die beiden Ausnahmen, die diese Regel bestätigen. Als ehemaliger Leiter des Schreibzentrums und ehrenamtliches Mitglied erlaubt mir der Kurs „Kreativ schreiben!“ zusammen mit verschiedenen Dozent*innen und unter der unermüdlichen organisatorischen Leistung von Tabea Hawkins auf die kreativen Bedürfnisse und literarischen Bestrebungen einer kleinen, ausgewählten Gruppe an Studierenden einzugehen. Die Teilnehmerinnen haben sich für diesen Kurs beworben: mit einer Kürzestgeschichte und einem kurzen Einblick in bisherige Schreiberfahrungen sowie in ihre Motivation, ein Semester lang jeden Freitag von 10-14 Uhr dabei zu sein. In einer dreiköpfigen Auswahlkommission haben wir die Konstellation der 12köpfigen Teilnehmergruppe aus den Einsendungen erstellt. Einige der Teilnehmer*innen und ihr Schreiben dürfen Sie in der Folge lesenlernen: Julia Dörner, Natascha Druschba, Szófia Meggyesi, Alicia Schanz, Ricarda Schwarzbart, Nikodem Skrobisz, Petra Teichert-Hencke und Marlene Weiß.

Für ihre Abschlusslesung haben die beteiligten Studierenden nach einer längeren Diskussion und zusätzlicher Bedenkzeit den Titel „Mit Geschichten im Mund trinkt man nicht! feat. Hitzschlag und Klausurenstress“ gewählt. Ich finde, dieser Titel spiegelt die besondere Herausforderung einer Lesung im

Hochsommer und am Semesterende wieder, ja er scheint auf das Anthropozän inklusive Trockenheit und Wassermangel gleichermaßen anzuspieren, wie auf die Geschichtenvielfalt und Kreativität in diesem Kurs und zugleich auf eine rebellische Aushandlung mit erzieherischen Weisheiten abzu zielen. Zwar war dies die erste Runde von „Kreativ schreiben!“ seit 2019, die wieder voll in Präsenz stattfinden konnte und die Digitalität nur als flexiblen Zusatz nutzte, und nicht wie in den vorhergehenden Semestern rapide Wechsel zwischen Präsenz- und online Veranstaltung hinnehmen mussten, aber dafür durften wir in der Pettenkoflerstraße aufgrund von Umbaumaßnahmen von der 12 in die 11 wechseln, in das wunderschöne und zugleich doch etwas unheimliche Gebäude der Anatomischen Anstalt der Ludwig-Maximilians-Universität München. Verschlossene Türen führten hier ab und an auf Hausmeistersuche oder eben in den nahegelegenen Park, in dem die Teilnehmenden ihren ersten Versuch eines Poetry Slams gleich im öffentlichen Raum ausprobieren durften oder mussten. Flexibilität, Kreativität und Durchhaltevermögen waren also auch in diesem Semester wichtig und ich möchte allen Dozent*innen und Teilnehmer*innen an dieser Stelle herzlich danken, dass sie all diese Mühen und Schwierigkeiten auf sich genommen haben und wir den Kurs auf diese flexible und changierende Art und Weise erfolgreich durchführen konnten und dass dabei, das werden Sie, werte Leser*innen bei einem Großteil der hier nun versammelten Texten gleich merken, bereits im Laufe einer Sitzung oder eines Semesters sehr interessante und vielseitige Texte entstanden sind.

Aber was bedeutet das, im Laufe des Semesters entstanden Texte?

Im Sommersemester 2022 haben wir „Kreativ schreiben!“ mit einer kurzen Einführung begonnen und dann mit dem Workshop „Schreiben und den Geist freimachen“ von der Autorin und Coach Tatijana Milovic weitergemacht. Es folgte eine Sitzung zur Dichtung, oder besser gesagt, zu Poetry mit Schreibzentrums-Hilfskraft und *resident poet* Mark Olival-Bartley, an die ich mit einer Sitzung und einem Rezept für einen *Poetry Slam* anschloss. Daraufhin bot Tabea Hawkins eine Sitzung zu Protagonisten/Antagonisten und später eine Sitzung mit einem dialogischen Charaktertreffen an, bei denen Protagonisten und Antagonisten von zwei Teilnehmerinnen in einer Kurzgeschichte oder einem kurzen Dialog aufeinandertreffen sollten. Dazwischen lag eine Sitzung mit Suzanne Petzold unter dem Titel „Music and Mood“, in der es dann um das Schreiben mit und auf Musik ging. Außerdem boten wir eine Sitzung ganz in der Tradition der Briefromane an: Swantje Kuckert brachte alle zum Briefeschreiben. Im Juli wurden wir transmedial aktiv,

indem wir BildGedichte, bzw. Bild-Text-Kombinationen erzeugten. Schließlich hatten die Teilnehmer*innen Gelegenheit mit dem in München lebenden Autor Thomas Lang eine spannende Schreibübung zu Textanfängen zu machen und Fragen zum Autoredasein zu stellen.

Einige Ergebnisse all dieser Impulse können Sie in der Folge lesen. Freuen Sie sich auf Erzählungen, Gedichte und Miniaturen in beinahe allen Tonlagen!

Heyyy

Die Nachricht, die den Lauf der Menschheitsgeschichte für immer verändern sollte, erreichte die UN-Generalsekretärin Milena Piłsudski als Push-Benachrichtigung auf ihrem Smartphone.

Das *Heyyyyyyyyyyyyyyyyyyy* kam von einer unbekanntenen Nummer und sie wischte sie prompt mit einem Schwenk des Daumens weg. Es war 13:27 in New York, genau zwischen dem 15:26 beendeten Meeting mit dem Präsidenten von Ghana und dem 15:30-Meeting mit der Präsidentin von Singapur.

Die Assistenten in den grauen Anzügen tauschten bereits hastig die Flaggen an den Wänden und die Wasserkaraffen und Gläser auf den Tischen aus. Milena hatte gerade genug Zeit, ihrem Mann zu schreiben, dass es heute voraussichtlich wieder später werden würde mit dem Abendessen, und um die müden Augen zu schließen. Kurze, erholsame Dunkelheit. Das Rauschen der Klimaanlage, das Klicken und Piepen von Kameras und das niemals endende, hektische Stimmengewirr rückten in den Hintergrund.

Bis das Smartphone in ihrer Hand erneut vibrierte. Ein zweites, noch längeres „*Heyyy*“ schob sich über den oberen Bildschirmrand. Irritiert starrte sie auf die Nachricht. Nun erst bemerkte sie die Nummer und das Profilbild: +00 000 000 000 und ein fröhlich zwinkerndes Anime-Girl mit pinken Haaren. Was sollte das bedeuten? Niemand außer hochrangigen Politikern hatte ihren Kontakt ... und ...?

Gleich würde sie wichtige Hände schütteln, freundlich in blitzende Kameras lächeln, die Lage des Atlantiks — nein, des Pazifiks — besprechen müssen. Ihr Messenger quillte über mit hunderten ungelesenen Nachrichten, aber keine davon gab ihr so ein beklemmend unheimliches Gefühl wie diese scheinbar harmlose Begrüßung.

Sie blickte auf. In der Menschentraube vor dem Konferenzraum erkannte sie bereits das schwarze, glänzende Haar und das strenge Gesicht der Präsidentin von Singapur, die flankiert von ihren bulligen

Leibwächtern auf sie zu stolzierte. Sie lächelten sich an. Melina ließ das Smartphone in der Innentasche ihres Blazers verschwinden — für skurrile Nachrichten wäre später noch genug Zeit, dachte sie.

»Hallo Melina, eine Freude, dich wiederzusehen«, sagte die Präsidentin.

»Ganz meinerseits, Puay! Sie grinsten vor den Flaggen posierend und händeschüttelnd in die Kameras. Blitze. Schwarze Flecken tanzten durchs Sichtfeld. Sie nahmen am Konferenztisch Platz und begannen die Gespräche.

Gerade diskutierten sie fokussiert die vom internationalen Seerecht gesetzten Grenzen für die Aufschüttung einer weiteren künstlichen Insel vor Singapur, als sich plötzlich die Gesichter um sie herum zu den Fenstern wandten. Melina folgte den Blicken beiläufig und zuckte zusammen.

Zwischen den Wolken am Himmel funkelte in einer verspielten regenbogenfarbenen Schrift leuchtend ein kilometerlanges *Heyyyyyyyyyyyyyyyyyyyyyyy?*.

Für einen Augenblick war es still im Raum — abgesehen von dem niemals endenden Klicken der Fotografen und Kugelschreibern der Protokollanten.

Melina Piłsudski schluckte und fragte laut: »Sehen Sie das auch?« — und zu sich selbst: *oder bin ich nun endgültig vor Überarbeitung wahnsinnig geworden?*

»Das ... das Hey?«, antwortete Puay, langsam nickend. »Ja. Wie schön das nur aussieht. Die Marketingleute werden heutzutage auch immer gewiefter, aber wofür das wohl nur — Alles in Ordnung, Melina?«

Die Generalsekretärin war blass wie ein Leichentuch. Mit zitternden Händen nahm sie ihr Glas und trank einen Schluck Wasser. »Alles gut, lass uns weitermachen. Ich dachte nur kurz an meinen Terminkalender und da wurde mir ganz schwindelig.«

»Wie uns allen, die unsere Seelen dem Dienst der Menschen verschrieben und an die endlose Politik verkauft haben«, sagte Puay schmunzelnd. Dann kehrten sie zurück zu den Paragrafen rund um Baugenehmigungen, Fischereirechte und Handelszonen.

Melina warf immer wieder verstohlen einen Blick zum Himmel, wo das *Hey* verblasste und allmählich verschwand. Als das Gespräch mit erneutem Lächeln, Posen und Händeschütteln endete, fühlte sie sich fiebrig. Ein kalter Schweißausbruch lief ihren Nacken hinab. Ohne daran zu denken, dass sie bereits in

sieben Minuten ein Meeting mit einem berühmten Hollywoodschauspieler hatte, der mit seiner Stiftung Schulen in Mali bauen wollte, rannte sie aus dem Konferenzraum. Begleitet von ihren omnipräsenten Leibwächtern erkämpfte sie sich einen Weg durch die Menschenmassen in den Gängen zu den Toiletten.

Sie knallte die Tür der Kabine hinter sich zu, verriegelte sie von innen und setzte sich auf den Deckel des weißen Porzellanthrone. Sie öffnete die Messenger App und startete den Chat mit der 0er Nummer an. Sie wollte glauben, es wäre einfach nur eine ausgeflippte Marketingaktion — aber es schien ihr zu verrückt.

Weil sie nicht wusste, was sie sonst denken oder tun sollte, schrieb sie: »Waren Sie das gerade mit dem Schriftzug am Himmel?«

Prompt kam die Antwort: »Ja. Sorry, dass wir so aufdringlich in Ihre DMs slideten, aber die Zeit ist knapp. Wie Sie sicherlich an der Verwendung der y lesen können. *Augenzwinkerndes Smilie.*«

»Was meinen Sie damit?«

»Ist es nicht Brauch unter Menschen, mit der Anzahl der y nach dem He anzugeben, wie sehr man an dem Kommunikationspartner interessiert ist? *Stirnrunzelndes Smilie* Zumindest ergaben das die Analysen Ihrer globalen Kommunikationssphäre des Internets. *Lächelndes Smilie mit Brille.* Wir sind nämlich sehr interessiert!!!! *Lächelndes Smilie.*«

Melina hob die Augenbrauen, kniff die Augen kurz zusammen und atmete tief durch. Dann las sie die Nachricht nochmal. Und noch einmal kopfschüttelnd. »Wer seid ihr?«

»Wir sind Oizyaner von Oizys *Funkelsternchen.*«

»Seid ihr ein Unternehmen? Warum wollt ihr mich kennenlernen?«, tippte Melina perplex, wobei sich eine dunkle Ahnung, begleitet von einem mulmigen Gefühl, von ihrer Magengrube ausbreitete.

»Nein. Wir sind kein Unternehmen. Aber eine Unternehmung. *Lachendes Smilie Zwinkersmilie.* Wir wollen dich, CEO der Menschheit, kennenlernen, weil wir dringend parken müssen, sonst sinkt unser Schiff *trauriges Smilie weinendes Smilie.* Wir bitten die Menschheit um einen Parkplatz für unser kaputtes Schiff. Wir bitten die Menschheit um Asyl auf eurem Planeten. *Zusammengefaltete Hände.*«

Melina startete die Nachricht an. Die kleine Kabine um sie herum schien zu kollabieren, als würde der Boden unter ihr zusammenfallen. Alles drehte sich in ihrem Kopf. Sie konnte nicht glauben, was sie

gerade las, aber dann schrieb sie: »Wenn ihr mich belügt, wird das rechtliche Konsequenzen haben«, dann sich mehrmals vertippend: »Seid ihr Außerirdische?«

Diesmal kam die Antwort nicht so prompt. Eine gefühlte Ewigkeit starrte sie den Bildschirm an. Von draußen hörte sie ihre Leibwächter bereits klopfen, zu den Terminen rufen und sich selbst irgendetwas zurückrufen. Dann kam die Nachricht.

»Wir kommen in Frieden. Wir wollen nur Asyl. Wir wollen nur Hilfe. Bitte tötet uns nicht. Ja, wir sind Außerirdische von Oizys und wir freuen uns, die Menschheit kennenzulernen. *Lächelnder Smilie.*«

Melina atmete tief durch. »Könnt ihr das beweisen?«

Ein Foto folgte. Es zeigte einen grauen Schleimhaufen, aus dem acht dunkle Murmeln — wohl so etwas wie Augen — herausragten, und drunter lag ein gehobener dunkler Spalt voller schiefer Fangzähne. Der Hintergrund leuchtete rot und mehrere weitere Schleimhaufen mit Tentakeln schmiegt sich an den Schleimhaufen im Vordergrund. Erst nach einer Weile begriff sie, was sie da sah. Es war ein Selfie, auf dem die Aliens offensichtlich versuchten, ein freundliches Lächeln zu imitieren — und grandios scheiterten mit ihrem Aussehen wie aus einem lovecraftschen Horrorfilm.

Melinas Hände sanken, das Smartphone umklammernd, schwach in ihren Schoß. Einen Moment lang blieb sie mit offenem Mund benommen sitzen. Dann sprang sie auf, rannte aus der Kabine und zum Waschbecken. Unter den Blicken ihrer verdutzten Leibwächter spritzte sie sich kaltes Wasser ins Gesicht und atmete tief ein und aus. Im Spiegel oszillierten ihre Pupillen krankhaft. Das Gewicht der Welt zog an ihren Schultern.

»Frau Generalsekretärin, Herr Brod Put wartet ...«, sagte einer der Männer in dunklen Anzügen, aber sie fuhr ihn nur an:

»Nicht jetzt! Sagt ihm, dass ich das Meeting verschieben muss.«

Der Mann nickte routiniert und gab den Befehl weiter.

Melina blickte wieder auf ihr Smartphone. »Werden Sie uns helfen, Melina? *Smilie mit tränengefüllten Augen.*«

»Ich werde tun, was ich kann. Wo ist euer Schiff?«

»Wir haben soeben den 50.000 Kilometer Orbit um die Erde erreicht. Unser Schiff ist jedoch schwer beschädigt durch Asteroidentreffer. Wir können es nicht mehr steuern. *Weinendes Smilie*. Wir müssen abgeschleppt werden. Wir brauchen so schnell wie möglich Hilfe!«

»Könnt ihr es nicht reparieren und weiterfliegen?«, fragte sie und dachte: *Die Menschheit ist alles andere als bereit dafür, Aliens zu begegnen, und ich erst recht nicht. Eigentlich muss ich zum nächsten Meeting, und Abendessen und ... so viel anderes*. Ihre eigenen Gedanken erschienen ihr absurd.

»Wir sind vor über umgerechnet 25.000 Jahren aus unserer Heimat aufgebrochen. *Sternchen mit Kometenschweif*. Niemand auf unserem Schiff war zu dieser Zeit bereits am Leben. Niemand auf unserem Schiff weiß, wie man es reparieren könnte. Wir können nicht zu unserer Heimat zurückkehren. Sie existiert nicht mehr. Daher bitten wir die Menschheit um Hilfe und Asyl. Wir versprechen, uns erkenntlich zu zeigen!«

Zum ersten Mal war sich Melina sicher, was sie schreiben sollte: »Die Menschheit wird das besprechen. Bitte geben Sie uns ein paar Stunden, um uns zu entscheiden«, schrieb sie zurück — und meinte mit der Menschheit den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen.

»Danke Herz.«

Dieses Exzerpt ist Teil einer Kurzgeschichte, die mittlerweile in „Menschen und andere seltsame Wesen“ von Monika Loerchner und Leveret Pale veröffentlicht wurde.

Alltagsstürme

Wir sitzen in einer Bar. Es könnte jede Bar sein und doch sind wir hier,
Bier zu trinken wäre zu einfach und deswegen trinken wir Tequila Cocktails, die ich mir nicht leisten kann
und ich zücke meine Karte

„Ist doch kein Problem“ sage ich und richte mich auf.

Alle um uns herum sind hetero und reden wahrscheinlich über Aktien und es könnte sein, dass wir gute
Freundinnen sind, die sich hier spät nachts treffen und wir waren es nie.

Im Internet warst du komisch, eine Quelle witziger Anekdoten.

Ein Meme jagte das nächste, die Kunst das richtige Gif im richtigen Moment zu schicken beherrscht du
auch,

auf Netflix kennst du dich aus, im Internet war ich begeistert und ich habe gelacht und gehofft es würde
genauso sein

im Internet war es einfach.

In der Bar könnte es einfach sein und ich denke das wird es auch – schließlich sind wir hier um 23 Uhr und
deine Haare glänzen im Kerzenlicht- und- wir nehmen noch einen Schluck.

Insgeheim hoffe ich, du würdest dein Set abspielen, denn wie kann ich denken, wenn du leuchtende Bilder
malst -

ich hoffe du würdest mich verzaubern, wie eine Mutter beim Krippenspiel, beim Anblick kleiner

Kulleraugen - voller Aufregung im Angesicht der neuen Selbsterprobung,

denn ich könnte dich behüten und ich könnte dich auffangen und halten und sie dir alle nehmen:

die Zweifel, die Einsamkeit, die Scham,

im Regen des Alltags.

Denn ich sehe dich

Und ich bin grausam und ich nehme sie dir nicht.

Gesprächspausen sitzen mit uns am Tisch. Dann sprichst du schnell und ich komme nicht mit. Das Netflix Programm ist durchgekaut.

Ich will deine Hand nehmen - soll ich dich Fragen, soll ich es tun,

Ist doch kein Problem, sagst du

Aber du greifst nicht zu

Es regnet im Strömen und wir reden über die Wege, die uns hierhergebracht haben – digitale Wirrungen und perfekte Bilder in schwarz-weiß.

ich wünschte ich wäre einer der Herren im weißen Hemd, der aufhört zu denken, im Anblick dunkler Kulleraugen und weicher Haare und ich könnte fast so sein –

schließlich hab ich schon gezahlt und dich hier nachts herbestellt und ich *könnte* fast.

Der Regen strömt. Die Bar ist unser Unterstand.

Aber wir hören ihn ganz laut, das hier ist nicht das Internet und wir müssen ehrlich sein –

ich wäre gern ein Herr im weißen Hemd aber ich bin eine kleine Frau in schwarz

und es rauscht und tönt und eigentlich kann ich sogar über Aktien reden– zufällig kenne ich mich da aus und du würdest lachen – weil WIESO-,

Der Tequila wärmt mich. Fast kann ich den Regen nicht hören.

Doch - Ich will Bier trinken und es ist überhaupt nicht einfach –

Insgeheim hoffe ich, du würdest mich halten.

Ich will nachhause gehen.

Du sagst: „Ist doch kein Problem“

Das Klavier

Als er das Zimmer betrat, spielte das Klavier gerade Chopins Nocturne Nr. 2. Behutsam schloss er die Tür hinter sich, um das Spiel ja nicht zu unterbrechen. Er kam und ging immer mit größter Vorsicht, obwohl er selbst wusste, dass dies wohl mehr als überflüssig war. In seinem Leben, sowie in den Leben all seiner Vorfahren gab es keinen bekannten Fall, wo das Klavierspiel je auch nur für eine kurze Zeit verstummt wäre. Die einsamen Klänge füllten das kalte weiße Zimmer mit Leben. Das Klavier spielte auch andere Lieder. An schönen Tagen waren es frohe, helle Melodien, erfüllt mit Leben und Farbe. Wenn die Welt kalt und grau erschien, spielte auch das Klavier schwere, schleppende Walzer und Trauerlieder, erfüllt mit Schmerz und Bedauern. Es hatte auch seine Lieblingsstücke, so hatte Esra den Eindruck, oder Stücke, die es mal für längere Zeit vergaß und dann plötzlich wieder in das Repertoire aufnahm.

Er sah den Tasten, so wie er es schon unzählige Male davor getan hatte, bei ihrem unendlichen Tanz zwischen schwarz und weiß zu. Manchmal ließ er seine Hände knapp über ihnen schweben und versuchte all ihre Bewegungen mit seinen Fingern nachzuahmen. Heute überquerte er die wenigen Meter bis zur hinteren Wand, an dem das Klavier stand und setzte sich neben den schweren, schwarzen Holzkörper auf den Boden, den Kopf an die kühle Mauer gelehnt. Die einzige Lichtquelle war ein kleines Fenster über ihm. Als er den schmalen Lichtstrahl kreuzte, sah man wie sich kleinste Staubpartikel auf sein Haar niedersetzten, welches dünn und von einem solch unscheinbaren Braun war, dass es fast schon grau erschien.

Die Musik, die das Klavier spielte, so hatte es ihm Lillith vor einigen Jahren einmal erzählt, wurde einst von Menschen geschrieben, Komponisten, sagte sie, die Melodien aus ihrem Kopf so wie Wörter niederschrieben. Esra konnte sich das nur schwer vorstellen. Sie war es auch, die ihm die Namen der Stücke beigebracht hatte. Lillith wusste so viel. Und er wusste so gut wie gar nichts.

Früher war alles anders. Er konnte sich an schlummrigen Abende aus seiner Kindheit erinnern, als alle miteinander in dem kleinen Zimmerchen saßen und dem wundersamen Spiel lauschten. Er, seine Eltern, seine Geschwister und manchmal sogar Lillith. Heute war es nur noch er.

Esra schloss die Augen und versuchte an gar nichts zu denken, das Pochen in seinen Schläfen auszublenden. Wenn man nur nah genug am Klavier saß, hörte man neben der Melodie das leise Rascheln, wie achtundachtzig winzige Hämmerchen sich bewegten, um auf achtundachtzig Seiten einzuschlagen. Es klang wunderbar, vielleicht ein wenig wie tausende Regentropfen, die auf die Blätter eines Waldes einprasselten und so die schönste Begleitung zu den sanften Klängen gaben. Er dachte an die Worte seiner Mutter: "Esra, diese Stadt hört auf dich. Sie lebt in dir und spricht zu dir, du musst es nur zulassen, du musst es nur spüren."

Und das Pochen wurde stärker, es wuchs allmählich zu einem unaushaltbaren Druck an und das Gesicht der Mutter verwandelte sich. Sie war älter, viel älter, das rabenschwarze Haar war durchzogen mit grauen Streifen. Sie sah ihn mit flehenden Augen an. "Esra wir müssen jetzt gehen, aber du wirst auf alles aufpassen, ja? Ich weiß, dass du das kannst..." Das Bild vor seinen Augen verschwamm und war nur noch ein wildes Durcheinander aus Farben und Klängen, wirbelte stürmisch hinter seiner Netzhaut, bis es ihn schwindelte und Chopin sandte ihn mit einem letzten kräftigen Akkord in die Stille des Unbewusstseins.

Immer wieder

Und immer wieder sing ich die falschen Lieder
und immer wieder und immer wieder

Warum heißt das - glasklar, wenn das Glas so
mit Blumen bedruckt oder grün -
oder braun wie die Bierflasche von meinem Opa ist

Meine Oma schlägt zum Pudding den Ei-Schnee, gibt es - Eis-Schnee ?

Es gibt doch das Eiweiß und das Eigelb, warum gibt s dann kein - eitergelb ?

Warum ist Gott denn keine Dame, ich glaub,
ich hab sie selbst gesehn !

Warum darf ich denn nicht - Wasserknochen- schreiben ?

Wenn Eis im Teich doch so aussieht wie: abgenagtes Hühnerbein

Beim Elternsprechtag sagt die Lehrerin „Ihr Kind hat ein echtes Problem.“

Und im Zeugnis steht „Der Schülerin fällt es schwer, sich altersgemäß auszudrücken!“

Drücken ! Drücken !

„Du hast es nicht verstanden, Du hast es nicht erkannt, so kann man es nicht sehn -
und überhaupt „Du bist die impertinenteste -
Schülerin !“

IM-PER-TI-NENT - Mein erstes Fremdwort - Dank dem deutschen Bildungssystem !

Und immer wieder sing ich die falschen Lieder
und immer wieder und immer wieder

Ich wollte so gerne Goethes Faust verstehn, hab mich

Erstens: - Genau wie der Dr. Faust - gefragt

Was die Welt im Innersten zusammenhält

Vor Allem aber und Zweitens:

Warum hat Mephisto die Wette gegen Gott verlor`n ?

Kann man denn Worte so dehnen, und neu aus

legen, so auseinanderziehn und am Ende - ganz anders verstehn ?

Die Antwort ist zu Erstens:

Nachzulesen bei Scheithauers Kommentar

zu Zweitens:

„Sie haben den Faust nicht vom Anfang bis zum Ende gelesen.

Holen Sie dies unverzüglich nach und - Bleiben Sie hart am Text !“

O.k. dann will ich eben die außerschulische Philosophie, den echten Punk erleben

„Reiß die Schönheitsideale nieder!“ Leg Salami ins Gesicht, damit die Akne sprießt.

„Verschwende deine Jugend!“

„Du hast zwar keine Chance - auf nichts – aber nutze sie!“

Steche mit Verachtung für deine menschliche Existenz

Sicherheitsnadeln ! durch die Wangen.

Ich wollte dann doch nicht mit Pickeln im Gesicht und ohne Chance – auf nichts -
den Punk als meine Welt verstehn.

O.k. also spring ich zurück in das schulische Leben.

Der Nihilismus, Existenzialismus, Naturalismus, Konstruktivismus, Realismus, der Dadaismus

Der Fremde, auf der Suche nach Godot ?

Echt jetzt ?

Der Antigesellschafts-kritizismus, der Bla-Bla-ismus, der Anti-Anti-Schwurbelismus ..-

Häh, das gibt s doch gar nicht !

Doch - das ist mein Neo-logismus.

„Bleiben Sie bitte hart am Text!“

O.k. dann frage ich eben die außerschulische Gedichts-pop-Philosophie und springe zurück in das Leben.

„Hey there people I m Bobby Brown
they say i m the cutest boy in town“

I tell all the girls they can kiss ..my ...heinie ?? My ... what ?

O.k., ok. und ich bleib weiter hart am Text: „... and I m a miserable
sono-fab-itch...“

sono – vielleicht allein ? fab – fabulous – das ist: phantastisch!

itch – der juckende Stich, der traurige Stachel, der juckt - im Fleisch ?

Nein, es muss einen anderen Sinn ergeben, ich muss das Große und Ganze
in seinem Zusammenhang sehen, es muss einen anderen Weg geben...

oder

Den Englischlehrer nach dem Unterricht einfach mal fragen.

„Herr Doktor M. ?... --- Ich hab da ein Riesenübersetzungsproblem. Ich kann das eine Wort
-in einer ganz wichtigen Arbeit- nicht im English-Lexikon finden.“

Dr. M. kurz angebunden mit Blick auf die Uhr „Ja, hähm, - Nur ein Wort übersetzen ?

Nur kurz aus dem Kontext – o.k.! Schießen Sie los ! “

„Sono-fab-itch“

„... wie bitte ?“

Bobby Brown ...? (zaghaft)

Frank Zappa...

„wie ...?“

...“sonofabitch !?“

Ja, ja! Alles klar, ich weiß schon Bescheid. Ich bin die impertinenteste
Schülerin.

Kann man denn Worte so dehnen, so zerschneiden, zerreißen, zusammenlegen
und neu aus-legen, so auseinanderzieh
und am Ende ganz anders verstehn ?

Und immer wieder sing ich die falschen Lieder
und immer wieder und immer wieder

Aber und endlich wird s konkret und ich springe hinein ins Studentenleben.

Die Subsumtion unter den Tatbestand, der Kaufvertrag, Parteien – ein Kaufpreis
- ein Kaufgegenstand

oh verdammt - es fängt wieder an, der Wahnsinn beginnt:

Kann man auch seine Seele verkaufen ? Und wenn ja - die Frage ist: An wen ?
Auf e-bay an eine unbestimmte Menge, ein Angebot bei Amazon zum selben Preis ?

Und was ist mit Peter Schlemihl, der verdammt
nah dran war seine Seele zu verkaufen ?

Was ist genau der vertragliche Inhalt ? Kann man den Vertragsgegenstand „Seele“
bestimmen ? Als Gottesbeweis ? Als Menschenbeweis ?

Ich erlaube mir selbst höflichst den Hinweis:

Das ist keine Frage des Inhalts,
der steht außer Frage -, Die Frage ist,
kann ich das beweisen ?

Substantiiert ohne die Beweislast-
umkehr im Rechtssystem ?

Und was bedeutet „Jus ad bellum“ ? Ist das ein Begriff für einen „gerechten Krieg“ ?

Und überhaupt: wer bestimmt ?

Bleib hart am Gesetzestext !

Ist es sittenwidrig, mit dem Grauen einen Pakt zu schließen ?

Das ergibt alles keinen Sinn ! Das alles ergibt keinen Sinn !

Keinen Sinn – keinen Sinn !

Kann man denn Worte so dehnen, so zer-schneiden, zerreißen, zusammenlegen
und neu aus-legen, so auseinanderzieh
und mit einem dunklem anderen belegen
mit schweren Stiefeln treten
und am Ende - ganz anders verstehn ?

Son-der-opera-ti-on

Sonderoperation

Auszug aus meinem Buch Wolkenbruch – fear the storm

Der Wald ist dunkel und unheimlich. Mal krächzt eine Eule, mal raschelt es im Dickicht, aber mit den fünf kräftigen Jungs an meiner Seite fürchte ich mich nicht. Obwohl ich daran zweifle, dass sie mich besonders gerne retten würden.

Die Jungs springen leichtfüßig über Baumstämme und Gestrüpp, während ich ab und zu an einem Ast hängen bleibe und mir die Jacke aufreiße. Ich ziehe die Landkarte hervor und begutachte sie im dämmrigen Licht, das der Mond durch die Baumwipfel wirft. Nach kurzem Suchen finde ich das Schloss und unsere Hauptstadt Olympia. Da sind auch der Wald und das Meer eingezeichnet. Anscheinend bewegen wir uns vom Schloss aus durch den längsten Abschnitt des Waldes in Richtung...

Plötzlich reißt mich etwas zu Boden und eine schmutzige Hand legt sich an meinen Mund, verdeckt meine Nase, sodass ich nicht mehr atmen kann.

Jemand greift sich mit einer blitzschnellen Bewegung meine Handgelenke und packt sie so fest, dass es schmerzt.

Wilde Panik schnürt mir die Kehle zu.

Ich strample und schlage und kratze nach meinem Angreifer. Mein Schuh trifft auf Widerstand und jemand flucht leise. Dann packt er meine Beine und jemand anderes meine Schultern und sie heben mich vom Boden an.

Ich schreie panisch in die dreckige Hand an meinem Mund. Ich bekomme kaum Luft. Meinen einzigen Ausweg nutzend, beiße ich in die klobige Männerhand. Meine Zähne graben sich in sein Fleisch, bis ich Blut schmecke.

Ich falle.

Meine Schultern landen als erstes auf dem Waldboden. Auf einmal kann ich wieder sehen, aber es ist so dunkel, dass ich keine Gesichter erkennen kann.

„Was ist denn?“, höre ich jemanden stöhnen.

„Das Miststück hat mich gebissen!“, jammert der andere.

Ich muss fast lachen.

Eine Runde Mitleid.

Aber das Miststück hat nicht vor, kampflös aufzugeben. Ich trete kräftig nach dem, der immer noch meine Beine umklammert hält. Ein Stöhnen ist zu hören, dann lässt er mich los. Ich ringe panisch nach Luft. Meine Fingernägel graben sich tief in die, von Tannennadeln bedeckte Erde und ich schiebe mich im Schneckentempo vorwärts. Weg von meinen Angreifern.

„Nicht so schnell!“, sagt jemand mit belustigtem Unterton und packt mich an der Schulter, um mich auf den Rücken zu drehen.

So viel ich sehen und hören kann, ist es ein Mann. Ich fackele nicht lange und versetze ihm mit dem Stiefel einen kräftigen Tritt zwischen die Beine. Japsend fällt er in sich zusammen und fasst sich in den Schritt.

Mit zusammengebißenem Zähnen richte ich mich wieder auf.

Der andere nähert sich mir und bevor ich es verhindern kann, packt er mich an der Kehle und drückt mich grob gegen den nächsten Baum. Die raue Rinde bohrt sich in meinen Schädel und ich keuche auf.

Ich kann spüren, wie eine warme Flüssigkeit meinen Hinterkopf hinunterrinnt. Ich schlage und trete nach ihm, aber keine Chance.

„Nicht so brutal, Schätzchen. Das steht einem Mädchen nicht.“ Im Mondschein kann ich sein Gesicht ausmachen. Ich bin mir zwar nicht sicher, aber ich glaube, ihn aus dem Schloss zu kennen. Er ist auch ein Schüler.

Sein Atem riecht eklig und ich spucke ihm zornig ins Gesicht. Seine blöden Sprüche kann er sich sparen. Das gefällt ihm sichtlich wenig und mit einem Knurren drückt er meine Kehle noch fester zu.

Energie brodelt in mir hoch, öffnet sich wie eine frische Knospe. Es beginnt in meinen Handflächen zu kribbeln und strahlt bis in die Fingerspitzen aus. Mir ist, als würde sich ein Teil meines Inneren aufbäumen, angetrieben durch meinen eigenen flammenden Zorn.

Mein Blick fällt auf meinen Rucksack, den sie achtlos fallen gelassen haben. An den Seiten stecken die beiden Wasserflaschen.

Wasser. Das ist es!

Ich strecke die Hand nach den Flaschen aus, während der Kerl weiterhin versucht, mich zu ersticken, aber das muss ich jetzt ausblenden.

Ich sehe vor meinem inneren Auge, wie das Wasser zu Sprudeln beginnt und mit solch einem gewaltigen Druck aus dem Gefäß schießt, dass es in tausend Teile zersprengt wird. In diesem Moment ertönt ein ohrenbetäubender Knall. Die beiden Flaschen platzen auf und das Wasser schießt wie aus einem Vulkan in die dunkle Nacht.

„Was war das?“, keucht der Mann entsetzt und drückt noch fester zu, dass ich würgen muss. Er dreht sich in die Richtung, aus der das Geräusch kam, und blinzelt verwirrt in die Dunkelheit.

„Nichts“, presse ich gerade noch so hervor. Ich halte die Hand so ruhig wie möglich in der Luft und das Wasser gehorcht.

Mit letzter Kraft schließe ich die Hand zur Faust.

Das Wasser schießt wie ein Speer durch die Luft und verfestigt sich im Flug zu steinhartem Eis. Er bohrt sich in den Schädel meines Angreifers und durchdringt seinen Kopf gänzlich, sodass ich die Spitze wenige Zentimeter vor meinem Gesicht ausmachen kann.

Innerhalb eines Wimpernschlags wird der Kerl schlaff. Seine Finger rutschen von meiner Kehle, sein Körper knickt unter ihm ein und mit einem furchtbaren Knacken kracht er zu Boden.

Keuchend und nach Luft schnappend fasse ich mir an den Hals und starre entsetzt geradeaus.

Heilige. Scheiße.

Kraftlos stürze ich auf die Knie und muss mich mit den Händen auf der Erde abstützen. Ich keuche, huste und röchle nach Luft, bis es sich endlich nicht mehr anfühlt, als würden seine Finger immer noch meine Kehle umschlungen halten.

Ich fasse mir an die schweißnasse Stirn. Mein Blick fällt auf den jungen Mann, der jetzt mit leerem Blick auf dem feuchten Waldboden liegt.

Panik schnürt mir den Hals zu, während sich die Erkenntnis in mein Bewusstsein drängt.

Ich habe ihn umgebracht.

“Ende“

Meine Therapeutin sagt,
ich will meine Kindheit verlängern.
Und ich sitze da,
und ich heule.
Ich heule, weil sie recht hat,
ich heule, weil ich denke, dass das was schlimmes ist.
Aber wieso?
Wieso ist es schlimm, nicht erwachsen sein zu wollen,
länger Kind sein zu wollen,
ohne Last,
ohne Verantwortung,
die tonnenschwer auf meinen Schultern liegt.
Wieso sollte das schlimm sein?
Kinder sehen die Magie in dieser Welt,
die Magie,
die ich in Büchern suche,
oder in meinem Kopf, wenn ich
unter der Dusche wieder Selbstgespräche führe.
Aber...
Die Magie,
die ich suche
finde ich nicht unter der Dusche,
und auch nicht in meinen Büchern.

Vielleicht habe ich ja deshalb aufgehört zu lesen.

Manchmal sehe ich sie noch,
nur flüchtig aus dem Augenwinkel,
aber nie mehr so,
wie Kinder es tun.

Denn als Kind,
ich erinnere mich noch genau,
oder vielleicht glaub ich das auch nur,
als Kind hatte ich nicht so viel von _ allem.

Keine Sorgen,
keinen Kummer,
keine Angst.

Angst.

Schreiende, klopfende, flüsternde, brüllende Angst,
nur weil ich ans Telefon gehe,
oder weil ich
Menschen sehe.

Am ganzen Körper gezittert habe ich früher nur,
als ich im Schwimmbad endlich aus dem Wasser kam,
mit blauen Lippen und schrumpeligen Fingern.

Und jetzt zittere ich ständig,
beinahe jeden Tag.

Ich zittere
und ich hasse es,
ich hasse jede Sekunde davon,
nenne mich schwach,
nenne mich dumm,
weil ich doch weiß,
dass ich keine Angst haben muss,
und weil ich sie trotzdem habe,

ohne zu wissen,

warum.

Wovor?

Nicht davor zu sterben,

denn manchmal

denke ich

bin ich längst tot.

Ich schaue in den Spiegel,

mit diesen geröteten Augen,

mit diesem verheulten Gesicht,

und ich erkenne mich nicht wieder,

wer bist du?

Wer bist du?

So warst du doch früher nicht.

Nein.

So war ich früher nicht.

So wollte ich auch niemals sein.

Und so bleiben kann ich nicht.

Ich will zurück,

zurück in die Zeit,

in der noch alles anders war,

zurück in die Zeit, in der ich noch glücklich war,

zurück in die Zeit, in der ich noch furchtlos war.

Oder...

Nein.

Eigentlich will ich das nicht.

Ich will nicht zurück.

Ich will weiter,

will mich neu erfinden,

neu erschaffen,
besser werden,
größer werden,
größer als die Angst.

Und eins versprech ich mir,
ich versprechs mir jeden Tag
jeden Tag, immer wieder neu.
Ich werde so nicht immer sein.
Auch wenn ich mich manchmal fühle,
als würde ich feststecken,
feststecken im Morast, der sich Leben nennt,
der sich Leben nennt,
obwohl er sich oft nicht so anfühlt,
obwohl er sich anfühlt wie ein Käfig,
ein Käfig in meinem eigenen Kopf,
auch wenn ich mich so manchmal fühle,
ich weiß,
ich werde nicht ewig hier sein.

Und wenn ich zurückblicke,
noch vor einer Woche,
noch vor einem Monat,
oder vor einem Jahr,
da gings mir so viel schlechter.

Und jetzt steh ich hier,
vor euch und
ich fühle mich so stark,
stark wie nie zuvor.

Und ich bin so glücklich,
und ich bin so stolz,

weil ich Dinge erreicht habe,
von denen ich oft nicht glaubte,
dass ich sie jemals schaffen könnte.

Dinge deren Last
mich beinahe erdrückt hätte,
so viele, viele Male.

Ich bin hier.

Und ich weiß,
noch ist es nicht gut.

Noch ist es nicht gut,
auch wenn es nicht schlecht ist,
und auch wenn es schon so viel schlimmer war,
aber das macht nichts.

Das macht nichts.

Denn solange es nicht gut ist,
ist es für mich kein Ende.

Crow

Ich blicke zum Horizont und fahre mir mit beiden Händen durchs Haar. Es ist schwarz. Schwarz wie Asche, hat meine Mutter früher immer gesagt. Das ist eine schlechte Beschreibung. Ich habe schon viele Dinge verbrannt, aber die Asche war immer weiß, nicht schwarz. Ob sie wohl stolz auf mich wäre? Vor zwölf Jahren hat sie mir das letzte Mal gesagt, dass etwas Großes aus mir werden würde. Ich denke, wenigstens damit hat sie Recht gehabt. Ich bin kein Kind mehr. Aus mir ist Großes geworden. Aber sie kann das nicht mehr sehen. Keiner kann es mehr sehen. Nicht dass es wichtig wäre. Was ist in dieser Welt schon wichtig?

Die Sonne geht hinter den grauen Bergzacken unter, und mit ihr verschwindet das Tageslicht in Sekundenschnelle. Aber die Fackeln am Tempel brennen noch. Mit einem tiefen Atemzug nehme ich das Schwert von meinem Schoß, mustere die scharfe Schneide. Mein Herz beginnt schneller zu schlagen. Die Jagd neigt sich dem Ende zu. Endlich. Meine Hände zittern vor Aufregung. Sie ist dort unten, in dem kleinen Tempel aus schwarzem Stein. Nera. Eine Göttin der Nacht. Da ist es nur passend, dass sie in einer mondlosen Nacht wie dieser stirbt.

Wer weiß, vielleicht ist das ja meine letzte Jagd. Vielleicht bleibt das Gefühl dieses Mal. Eine leere Hoffnung, an die ich eigentlich längst nicht mehr glaube. Es ist nie geblieben. Das wird es auch dieses Mal nicht. Aber auch das ist nicht wichtig. Wichtig ist dieser Augenblick. Und in diesem Augenblick steige ich den steinigen Pfad hinab zu dem Tempel. Das Licht der Fackeln scheint von der Dunkelheit verschluckt zu werden, die hinter den offenen Toren lauert. Vielleicht weiß sie ja, dass ich hier bin. Unwahrscheinlich, aber durchaus möglich. Bis jetzt hat mich keiner von ihnen kommen sehen. Vielleicht ist sie ja die Erste.

Der Tempel besteht aus zwei Räumen, und es gibt keinen Hinterausgang, daher macht es mir nichts aus, dass meine Stiefel bei jedem Schritt ein lautes Echo durch die Halle schicken. Nach ein paar Schritten bleibe ich stehen. Eine Gänsehaut zieht über meinen Körper. Sie ist hier.

Die Fackeln an den Wänden flammen auf und ich halte überrascht inne. Sie steht nur da, mitten im Raum, und sieht mich an. "Ich wusste, dass du kommen würdest." Ich packe den Schwertgriff fester und schiebe das Kinn vor. Ich werde nicht antworten. Ich spreche nie mit ihnen. Ihre dunklen Augen fixieren mich, durchbohren mich. "Ich werde mich nicht wehren, falls du das denkst." Sie deutet mit dem Kopf auf mein Schwert. "Dieser Klinge sind schon so viele zum Opfer gefallen, die viel stärker waren als ich. Ich werde nicht kämpfen." Denkt sie, das würde mich aufhalten? Es geht mir nicht um die Jagd, es geht mir nicht um den Kampf, haben sie das denn immer noch nicht kapiert?

Ich gehe auf sie zu, bleibe erst stehen, als ich ihren Atem auf meiner Haut spüren kann. "Beantwortest du mir eine Frage", flüstert sie. "Wieso? Wieso tust du es?" Ich spanne den Kiefer an und stoße ihr das Schwert in den Körper. "Deshalb", hauche ich ihr ins Ohr, als sie gegen mich stolpert, weil ihre Beine sie nicht mehr tragen können. Sie fällt erst zu Boden, als ich das Schwert wieder herausziehe.

Ich sehe zu, wie die goldene Flüssigkeit von meinen Händen tropft und einen kleinen Teich auf dem schwarzen Marmorboden bildet. Sie ist so warm auf meiner kalten Haut. Die Wärme breitet sich in meinem Inneren aus, prickelnd, euphorisch. Ich kann spüren, wie sich ein Lächeln auf meine Lippen stiehlt, wie alles in mir vibriert. Am liebsten würde ich schreien, springen, lachen, mich auf den Boden werfen und herumrollen, so überwältigend ist das Gefühl. Ich blicke auf ihren Körper hinab, der nun fast vollständig in Gold gehüllt ist. Ihr Atem wird schwächer. Meine Knie zittern als ich neben ihr in die Hocke gehe. Ich weiß, dieses Gefühl wird nicht mehr lange bleiben. Aber solange Nera mich so ansieht, mit dieser Furcht in ihren Augen, wird es bleiben. Und wenn es fort ist, suche ich mir die nächste Gottheit, die mir dieses Gefühl schenken kann

/8

Zsófia Meggyesi

On the Verge of Visibility

They come to us, dusty fog eaters

Forcefully forging structure out of softness

Dematerializing the kingdom of mud

They take from us, rusty frost-creepers

What is most precious to our cold bone-bodies

A deceitful sense of shelteredness

Leave at least this to us

Schmerzschokolade

Ich starre in die Lichter der Großstadt und beobachte die vielen Menschen, die sich um diese Uhrzeit noch tummeln. Die warme Sommernachtsluft umarmt mich. Aber es ist diese Art von Umarmung, die man nur spürt, wenn sie fehlt.

Ich bin inmitten all dieser Leute und fühle mich trotzdem so weit weg, nehme alles wie durch einen Schleier wahr, oder wie durch einen Bildschirm, Zuschauer meines eigenen Lebens. Wären da nur Zuschauer, irgendjemand, der sich für mich interessiert. Ich schaue in den Himmel, doch die Nacht ist zu trüb, um Sterne zu sehen. „Wo bist du?“, flehe ich. „Ich vermisse dich.“

„Ist alles gut bei dir?“ Ich zucke zusammen und blicke plötzlich in warme haselnussbraune Augen, die mich irgendwie auffangen. Ich will etwas sagen, aber meine Kehle ist zu trocken, um auch nur ein Wort herauszubringen, deshalb nicke ich nur.

„Bist du sicher? Du siehst ziemlich traurig aus.“ Ich fasse mir ins Gesicht, um eine meiner Haarsträhnen hinter mein Ohr zu streichen und spüre etwas Nasses. Ich weine. Ich fühle mich nicht wie jemand der weint. Ich fühle irgendwie... gar nichts. Aber als ich wieder in das nette Gesicht mit den unglaublich warmen Augen und den wenigen Sommersprossen blicke, rollen immer mehr Tränen meine Wange hinunter und ich kann nicht mehr aufhören zu weinen.

„Soll ich dich in den Arm nehmen?“ Wieder nur ein Nicken. Und ein Schluchzen, ein Schniefen und wieder ein tiefes Schluchzen. Wie peinlich, reiße dich zusammen, sagt eine Stimme in mir. Aber mein Körper lässt sich fallen, als hätte er die ganze Zeit auf diese Umarmung gewartet und die Traurigkeit der letzten acht Monate strömt nur so aus mir heraus.

„Tut mir leid.“, bringe ich nun endlich heraus. „Tut mir leid, ich weiß auch nicht, was mit mir los ist. Ich..“ „Schh, alles gut.“, sagt sie und drückt mich noch ein bisschen fester an sich heran. Wärme durchflutet mich. All die Umarmungen der letzten Monate waren nicht annähernd so innig, wie diese hier mit der

Fremden. Ich habe das Gefühl, sie kann mich halten, ich bin ihr nicht zu viel. Und genau das tut sie. Sie hält mich fest, bis mein Körper aufhört zu beben und mein Schluchzen weniger wird. Als keine Tränen mehr kommen, schließe ich meine brennenden Augen, nur für einen Moment. Dann lösen wir uns.

Ich blicke sie beschämt an. „Tut mir leid. Ich..“, setze ich wieder an, doch sie unterbricht mich.

„Jetzt hör doch mal auf, dich zu entschuldigen. Es ist alles gut.“ Sie lächelt mich an und ihre haselnussbraunen Augen schenken mir die Wärme, die mir eben noch ihr Körper gegeben hat.

„Okay...Danke.“ „Möchtest du erzählen, was los ist? Ich bin Sam.“

„Liv... Nein. Ich ähm, ich glaube nicht.“ Schweigen. Sie hätte weggehen können. Sie hat ihren Soll mehr als erfüllt. Aber sie bleibt neben mir sitzen und gemeinsam starren wir in die Nacht. Ich versuche mich auf das Getümmel der Menschen zu konzentrieren, bevor ich mich wieder im Himmel und in meiner Trauer verliere.

„Ich vermisse jemanden.“, platzt es dann aus mir heraus.

„Einen Typen?“

„Schön wär's.“ Immer noch starren wir beide nach vorne, was es für mich irgendwie leichter macht zu sprechen.

„Meine Schwester. Sie hat sich vor acht Monaten das Leben genommen.“ Kaum haben diese Worte meine Lippen verlassen, weicht auch die ganze Wärme aus meinem Körper. Wie oft ich diesen Satz bereits gesagt habe. Als Antwort kamen Beileidsbekundungen, schockierte oder bemitleidende Blicke. Nichts von all dem hat mich je berührt. Das einzige, was ich verspürt habe war Wut auf jeden Einzelnen, der geglaubt hat meinen Schmerz zu verstehen. Und auch jetzt merke ich, wie es in mir wieder anfängt zu brodeln. Aber Sam bleibt ruhig. Sie sagt nichts, sondern dreht sich langsam zu mir und blickt mich mit ihren haselnussbraunen Augen an.

„Bist du sauer auf sie?“ Ich überlege. Diese Frage hat mir noch niemand gestellt.

„Ja, irgendwie schon, glaube ich. Sie war der einzige Mensch, dem ich vertraut habe. Wir hatten nie ein enges Verhältnis zu unseren Eltern, aber wir hatten uns. Sie war mein Zuhause. Sie war so stark, sie war immer da für mich. Und jetzt hat sie mich alleine gelassen. Sie hätte doch mit mir reden können, ich wäre doch für sie da gewesen. Ich verstehe das nicht.“ Tränen rollen mir wieder übers Gesicht. Unsere Blicke

lösen sich und wir schauen in die Ferne. Diesmal blicke ich doch in den Himmel, immer noch auf der Suche nach einem Stern.

„Ich glaube, es ist okay. Dass du wütend bist, meine ich.“

„Ist das nicht egoistisch? Sie muss doch noch viel mehr gelitten haben.“

„Leid kann man nicht messen, man kann es nicht miteinander vergleichen.“

„Ich vermisse sie so sehr. Jeden Tag denke ich an sie und wünsche sie mir wieder zurück.“

„Ich habe früher jeden Tag nach der Schule bei meiner Oma verbracht, weil meine Mama arbeiten musste. Als ich neun Jahre alt war, wurde bei ihr Brustkrebs entdeckt. Zehn Monate später ist sie gestorben.“
Diesmal bin ich es, die den Kopf dreht und ihren Blick sucht.

„Das tut mir leid.“

„Ich will kein Mitleid.“, sagt sie und kurz glaube ich Wut in ihren Augen aufblitzen zu sehen.

„Ich..“, setze ich wieder an, aber bleibe dann doch still, weil ich eigentlich gar nicht weiß, was ich sagen soll. Dann grinst sie mich an und ihre Augen bekommen wieder dieses warme Funkeln.

„Ist schwer, bei sowas die richtigen Worte zu finden, was?“

„Fucking schwer.“, bestätige ich und grins zurück und das erste Mal seit Mayas Tod fühlt es sich nicht so an als wäre die ganze Welt gegen mich.

„Weißt du, was mir meine Mama immer mitgebracht hat, als es mir total beschissen ging, weil ich Grandma so doll vermisst habe, dass ich dachte, ich müsste selbst sterben?“ Ich schüttele den Kopf.

„Schmerzschokolade.“

„Du meinst Trostsokolade?“

„Nein, Schmerzschokolade.“, sagt sie und zieht ein in Plastik verpacktes, zerdrücktes Gebäckstück aus ihrer Umhängetasche heraus. Ich sehe sie verwirrt an, bis mir ein Licht aufgeht und ich pruste los. Sie lacht mit und gemeinsam lachen wir so doll, bis wir keine Luft mehr bekommen. Als wir uns wieder beruhigt haben, kann ich kaum aufhören zu grinsen. Ich bin wieder da, ich fühle wieder etwas.

„Ich lebe noch.“, sage ich und schonwieder schießen mir Tränen in die Augen. Sie schaut mich an. Sie lacht mich nicht aus, fragt nicht nach, sie versteht. Sam hält mir ihr zerdrücktes Pain au chocolat hin und ich befreie es aus der Plastikverpackung und teile es in zwei Stücke.

„Ich bin gebürtige Engländerin. In den Ferien sind wir immer in die Bretagne gefahren. Als Kind konnte ich noch kein Wort Französisch. Deshalb dachte immer, es hieße pain au chocolat, weil es gegen Schmerzen ist. Ja, lach ruhig. Als meine Grandma gestorben ist, wusste ich zwar längst, dass es übersetzt einfach nur Schokobrötchen heißt, aber meine Mama hat mir trotzdem jeden Tag eins für die Mittagspause in der Schule mitgegeben und gesagt, es sei gegen den Schmerz. Ich habe heute noch immer eins dabei, falls mich die Trauer wieder einholt.“

„Danke.“, sage ich und beiße ab. „Dafür, dass du heute da warst und für die Schmerzschokolade.“ Ich blicke wieder zum Himmel und endlich scheinen sich die Wolken zu lösen, sodass ich vereinzelt ein paar Sterne entdecke.

„Ich wünschte, ich hätte ihr auch ein Stückchen davon abgeben können. Vielleicht wäre es dann gar nicht so weit gekommen.“ Stille. Doch dann dreht sich Sam nochmal zu mir und schaut mir tief in die Augen.

„Ich glaube Schmerzschokolade kann viel. Sie kann Menschen wieder den Weg zeigen, wenn sie sich verirrt haben, ihnen Trost spenden, wenn sie jemanden vermissen. Aber sie kann keine gebrochenen Seelen wieder flicken. Ich glaube, das kann niemand. Das hättest auch du nicht gekonnt.“

Wieder halten mich ihre Augen. Und ich kann mich fallen lassen. Endlich vollkommen fallenlassen. Statt einer Antwort beuge ich mich zu ihr vor, bis sich unsere Lippen berühren. Ich schließe die Augen, genieße ihre Nähe und schmecke Schokolade. Schmerzschokolade.

Sehnsucht

Ich liege auf einem Zebrastrreifen. Nathanael habe ich seit über drei Wochen nicht gesehen. Auch schreiben wir nur noch selten miteinander. Er liebt mich nicht, aber ich schlafe trotzdem mit ihm. Ich brauche den Sex oder vielleicht erzähle ich ihm das auch nur, damit er mich nicht allein lässt. Immer wieder denke ich an unsere ersten gemeinsamen Wochen und daran, wie unfassbar glücklich ich damals war. Spätestens seit er vor ein paar Stunden ohne mich in das Flugzeug nach Barcelona gestiegen ist, fühle ich nur noch Leere.

Nathanael begehrt Frauen, die mindestens fünf Jahre jünger und zehn Kilo leichter sind als ich. Meine Kleider findet er ebenso abstoßend wie die Einrichtung meiner Wohnung. Meine Familie möchte er nicht kennenlernen und von meinem Freundeskreis würde ihn nur die „sexy Rothaarige“ interessieren, die er von ein paar Fotos auf Instagram kennt und mit der er sich einen Dreier durchaus vorstellen könnte.

Über zwei Jahre ist unser erstes Date nun her. Nachdem wir ein paar Tage gechattet haben, trafen wir uns in einer Bar. In der Realität sah er etwas älter aus als auf den Tinderfotos, war ein gutes Stück kleiner als angegeben und hatte ein paar Falten und Altersflecken mehr als erwartet, aber das spielte keine Rolle. Er war 35 Jahre älter als ich und gefiel mir sofort. Nachdem ich ein Glas Wein geleert hatte, war ich für meine Verhältnisse entspannt und als er meine Hand nahm, fühlte es sich richtig an. Wir kamen uns rasch näher, schliefen miteinander, schmiedeten Sommerpläne. Ich hatte so viele Träume mit ihm.

Nach etwa einem Jahr Beziehung eröffnete mir Nathanael bei einem unserer zahlreichen Konflikte, vom ersten Augenblick an gewusst zu haben, dass er niemals Liebesgefühle für mich entwickeln würde. Ich war fassungslos. Wahrscheinlich hätte ich an diesem Punkt gehen sollen, vielleicht auch schon viel früher als klar wurde, dass er keinerlei Interesse daran hatte meine Familie kennenzulernen und mich jemandem aus seinem Umfeld vorzustellen, als er bemerkte, dass er sich aufgrund meines Kleidungsstils mit mir in der Öffentlichkeit schämte, mir im Restaurant riet meinen Teller doch lieber halbvoll zurückgehen zu lassen,

weil mir ein paar Kilo weniger nicht schaden würden oder als ich herausfand, dass ich mit ihm seinen 55. Geburtstag gefeiert hatte, er aber in Wahrheit 60 geworden war.

Gelegentlich betrachte ich fasziniert die Bilder junger Frauen, denen er auf Instagram folgt. Immer wieder erschrecke ich über die Aufnahmen jugendlich-zarter, makellosen Körper, die sich im Bikini reckeln, ihren Po in absurden Posen in die Kamera strecken oder sich in knappen Sportoutfits im Fitnessstudio präsentierten und darunter Sätze posten wie „Living my best life“ oder „I never dreamed of success. I worked for it.“ Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich in der Stadt junge Frauen durch Nathanaels Augen mustere, wie mein Blick auf ihren schmalen Taillen ruht, ich ihnen ihre Leichtigkeit neide und mich frage, ob sie ihm gefallen würden.

Nicht nur gab Nathanael auf Instagram an Single zu sein, irgendwann entdeckte ich ihn auch auf mehreren Datingseiten, wo er sich als 53-Jähriger unternehmungslustiger Typ präsentierte, der den Frauen die Welt zu Füßen legt. In unserer gemeinsamen Zeit hatte er Schwabing lediglich zwei Mal mit mir verlassen. Einmal hatten wir es bis Maxvorstadt geschafft und uns die „Forever Young“ Ausstellung im Museum Brandhorst angesehen und einmal hatte er mich in meiner Wohnung in Neuperlach besucht. Nach diesem Kulturschock war das größte gemeinsame Abenteuer die Besteigung des Luitpoldhügels gewesen. Die restliche gemeinsame Zeit hatten wir irgendwo zwischen seinem Boxspringbett und der zwei Minuten von seiner Wohnung gelegenen Pizzeria verbracht.

Mittlerweile treffen wir uns höchstens alle zwei Wochen. Manchmal verschiebt er die Termine, weil es regnet, die Sonne scheint, es zu heiß oder zu kalt ist, es windet, schneit oder Gewitter droht. Manchmal tut sein Rücken, sein Kopf oder sein Bauch weh. Einmal hatte er einen sehr schmerzhaften Bienenstich. Oftmals ist er müde, weil er die Nacht zuvor nicht einschlafen konnte oder er wacht morgens früh auf, weil die Nachbarskinder zu laut die Treppe herunterlaufen. Wenn ich meine Tage habe, ist ein Treffen für ihn nicht lohnend. Auch hat er keine Lust mich zu sehen, wenn ich keine absolute Unbeschwertheit verströme, ich gestresst bin oder er befürchtete mit mir ein Konfliktgespräch führen zu müssen. Wenn wir uns streiten, geht es ihm nicht darum Probleme ausdiskutieren. Wenn ich weine, sagt er Dinge wie „Wir müssen sehen, ob wir beim Sex wieder die nötige Leichtigkeit herstellen können. Nach dem ganzen Drama wird das schwierig. Am besten wir sehen uns jetzt eine Weile nicht und schauen dann, ob wir wieder Lust aufeinander haben.“

Ich verlasse ihn ungefähr jedes halbe Jahr, leugne die Trennung etwa zwei Minuten später, beteuere, dass ich keinerlei Probleme zwischen uns sehe, absolut tiefenentspannt und wahnsinnig horny bin. Einmal packte ich tatsächlich meine Sachen. Nathanael und ich hatten kurz nach dem Sex nebeneinander im Bett gelegen, als er mich unvermittelt fragte, ob es für mich eine Motivation zum Abnehmen wäre, wenn er mir eine Fitnessuhr schenken würde. Während er sich abduschte, hatte ich meinen Mantel angezogen und unter Tränen die Wohnung verlassen. Unentschlossen verharrte ich etwa fünf Minuten auf seiner Gartenliege, bevor ich zu ihm in die Wohnung zurückkehrte und ihn so fest umschlang, dass er es als Aufforderung verstand mich auszuziehen.

Ein Auto nähert sich und kommt gerade vor mir zum Stehen. Es hupt. Dem mich beschimpfenden Fahrer schenke ich keine Beachtung. Jemand redet mir von der Ferne gut zu, sagt ich solle aufstehen, aber ich rühre mich nicht. Ich schließe die Augen und atme tief ein, als ich spüre, dass es in meiner Tasche vibriert. Mein Handy zeigt mir eine neue Nachricht meiner ältesten Freundin an: „Hey, lange nichts von dir gehört. Ich vermisse dich 😊 Ich feiere übernächsten Samstag wieder eine kleine Halloweenparty. Hast du Zeit?“ Ich lächle schwach, sammele meine Sachen von der Straße, stehe auf, streife den Schmutz ab und gehe weiter. Es ist ein strahlend-sonniger Herbsttag.

Metamorphosis I

Once

a pond

a time

a frog

sitting

sitting

jumped in-

- to waters

- singing -

- singing -

- singing -

Die Urheberrechte liegen bei den jeweiligen Autor*innen. Kein Teil dieser Broschüre darf ohne vorherige ausdrückliche schriftliche Erlaubnis reproduziert, verbreitet, verkauft oder veröffentlicht werden. Für sämtliche in der vorliegenden Broschüre abgedruckten Texte sind die jeweiligen Autor*innen verantwortlich. Die Herausgeber*innen distanziert sich von jeglicher darin geäußerten Meinung, sowie sämtliche darin geäußerten Meinungen nicht notwendigerweise von allen vertretenen Autor*innen vertreten werden müssen können.